



Heinrich Heine - der Dichter zwischen den Stühlen

1. Die Deutschen und Heinrich Heine - ein gestörtes Verhältnis?

Ist Heinrich Heine in Deutschland bekannt?

Man darf sagen: Ja! - Mit Ausnahme von Goethe wurde keinem deutschen Lyriker eine auch nur annähernd starke Volkstümlichkeit zuteil.

Ist Heinrich Heine bei den Deutschen populär?

Hier wird man nicht mit gleicher Entschiedenheit nicken können. Keiner der großen deutschen Dichter wurde ausgiebiger beschimpft und erbitterter verfolgt.

Heute hat sich der Pulverdampf der Auseinandersetzung um Heine gelegt: er scheint fast in der Gefahr, im Klassikerregal repräsentativ zu verstauen. Dass die Stadt Düsseldorf, in der Heine am 13. Dezember 1797 in der Bolkerstraße 275 das Licht der Welt erblickte, zu seinem 200. Geburtstag eine aufwendige Broschüre erscheinen ließ und einen Schülerwettbewerb auslobte, scheint nicht unbedenklich. Man schmückt sich mit Heine - das kann heißen: man ärgert sich nicht mehr über den Provokateur. Noch im Jahre 1968 gelang es nicht, die 1965 gegründete Universität der Stadt nach Heine zu benennen, obwohl namhafte Persönlichkeiten des In- und Auslandes sowie die Mehrzahl der Studenten der Uni dies stürmisch forderten. Auch im Jahr 1972 - im Jubiläumsjahr zum 175. Geburtstag Heines - lehnte der Satzungskonvent der Uni Düsseldorf eine Benennung nach Heinrich Heine ab. Erst 1988 waren die vielfältigen Bedenken der Professorenschaft überwunden. Heute trägt Düsseldorfs Universität Heines Namen.

Auch Heines Vaterstadt beschäftigte sich ein Jahrhundert lang nicht sonderlich mit ihrem Sprössling: Erst im Jahre 1956 - Heine war hundert Jahre tot - wurde in der Stadt ein Heine-Denkmal errichtet. Um dieses Ereignis gab es einen Skandal, weil der Bildhauer Aristide Maillol die als Denkmal ausersehene Frauenstatue ursprünglich für eine Nazikultstätte angefertigt hatte.

Aber danach tat sich einiges in Düsseldorf: eine goldene Heine-Medaille wurde gestiftet, 1972 ein hochdotierter Heinepreis ausgeschrieben, und 1974 wurde das Heinrich-Heine-Institut gegründet, auf dessen Initiative der eben erwähnte Schülerwettbewerb ausgeschrieben ist.

Aber noch 1960 musste der erste Träger der goldenen Heine-Medaille - der ehemalige Bundespräsident Theodor Heuss - zugeben, dass er nie ein Verhältnis zu Heine gehabt habe.

Auch der Empfänger des Heinrich-Heine-Preises - Carl Zuckmayer, gesteht 1972: „Ich konnte zu Heine bei aller Bewunderung seiner brillanten Intelligenz und seines dichterischen Vermögens nie ein Verhältnis gewinnen.“

In Hamburg, wo Heine auch zu Hause war - dort lebte sein reicher Onkel Salomon und sein späterer Verleger Julius Campe - hatte man es immerhin schon 1926 - 70 Jahre nach Heines Tod - gewagt, das erste deutsche Heine-Denkmal zu errichten. Bei der Einweihung hielt der berühmte Literat und Kritiker Alfred Kerr die Festrede.

Aus dem nationalsozialistischen „Stürmer“ - einem ganz üblen rassistischen Propagandablatt - tönte es dazu:

„Die Gräber der deutschen Helden des Weltkrieges verkommen, und für die Judensau auf dem Montmartre wirft man das Geld der Steuerzahler zum Fenster hinaus“.

Da fallen Stichworte, die die Schwierigkeiten vieler Deutscher mit Heinrich Heine - jedenfalls in der Vergangenheit - erklären:

Heine ist jüdischer Abstammung.

Ist Heines jüdische Abstammung das Haupthindernis einer wohlwollenden Rezeption in Deutschland?

In einer Literaturgeschichte von A. Biese aus dem Jahre 1914 heißt es im Vorwort:

„Aller Streit um Heine erledigt sich mit dem Hinweis auf sein Judentum. Der Dichter gestaltet, ob er will oder nicht, aus Gefühlstiefen heraus, die art- und triebgebunden sind an Rasse und Volkstum. Der artfremde Dichter hat diese Gefühle nicht. Sucht er sie dennoch zu treffen, so wird er sie im tiefsten verfehlen.“

„Artfremdes“- so dachte man später im Dritten Reich - gehört verbrannt. Folglich hat man Heines Schriften im Jahre 1933 im Zuge der „Säuberung des deutschen Volksgutes von jüdischen und bolschewistischen Elementen“ öffentlich auf den Scheiterhaufen geworfen.

Nun mag man von den Nazis nichts anderes erwarten - aber wenn man in lange vor der Herrschaft Hitlers entstandenen Kritiken und Literaturgeschichten heute noch anerkannter Geistesgrößen blättert, wird man mit erschreckenden Zitaten fündig:

Der angesehene Literaturwissenschaftler Professor Friedrich Theodor Vischer - ein Zeitgenosse Heines und selbst Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung nach der bürgerlichen Revolution von 1848 - nennt Heine das „Fäulnisprodukt der Romantik“.

Der große deutsche Dramatiker Friedrich Hebbel - einige seiner Werke sind fester Bestandteil des heutigen Deutschunterrichts - sagt von Heine, dass er „erst den Kopf und dann den Hintern“ zeigte, und nennt seine Dichtermanier „das Erzeugnis der Ohnmacht und der Lüge“.

Und der deutsch-nationale Geschichtsschreiber Heinrich von Treitschke würdigt in Heine zwar einerseits den großen „deutsch fühlenden“ Dichter, aber aus seinen politischen Schriften erschalle ihm das „blödsinnige Wutgeheul jüdischen Hasses“.

Am liebsten - so könnte man meinen - hätten bestimmte Kreise in Deutschland die Schriften Heines schon im vorigen Jahrhundert verbrannt und den Dichter dazu. Ganz so weit kam es - damals - nicht. Man begnügte sich mit Beschimpfung, Verunglimpfung, Zensur, Verbot und Haftbefehl. 1831 hat Heine Deutschland verlassen.

Es wäre falsch zu sagen, Heine habe vor dem damals in Deutschland allgegenwärtigen Antisemitismus ins Exil fliehen müssen. Die Feindschaft, die ihm von vielen Seiten, vor allem von den staatstragenden preußischen Kräften entgegenschlug, hatte auch berufliche, überwiegend aber politische Gründe. Gleichwohl - das antijüdische Ressentiment - schwang vielfach mit, wenn man sich kritisch oder feindselig zu Heine äußerte.

2. Der deutsche Jude Harry Heine

In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage auf: Wie jüdisch war Heine denn eigentlich - oder besser: Wie war sein eigenes Verhältnis zum Judentum?

Seine Eltern waren praktizierende Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Düsseldorf, der kleine Harry Heine wurde beschnitten, wie es sich gehörte, und wuchs in jüdischem Milieu auf, seine Hamburger Jahre verbrachte er in engem Kontakt zu seinen jüdischen Verwandten, vor allem seinem Onkel Salomon, der ihn zeit seines Lebens finanziell unterstützte.

Von 1823 an stand Heine in enger Beziehung zum Berliner „Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden“. Dort wurde ihm erst klar, welche Stellung dem Judentum innerhalb der europäischen Kultur zukam. Aber in Berlin lernte er auch den Antisemitismus in seinen besonders militanten und widerwärtigen Formen kennen. 1819 war eine antijüdische Woge über Berlin geschwappt: die Hep-Hep-Bewegung, so genannt nach dem Kampfruf ihrer Anhänger „Hep-Hep - Jude verreck!“ (*Hep: Spottruf gegen Juden, gebildet aus den Anfangsbuchstaben des Satzes „Hierosolyma est perdita.“ = „Jerusalem ist verloren.“*). All das zwang ihn in eine jüdische Schicksalsgemeinschaft - wenngleich er sich seinem Selbstverständnis nach mehr als deutscher Dichter und als kultureller Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich sah. Ein bekennender Jude war er nicht.

Am 23. 8. 1823 schreibt er an Moses Moser:

„Dass ich für die Rechte der Juden und für ihre bürgerliche Gleichstellung enthusiastisch sein werde, das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, dass es in deutschen Bierstuben und Palästen wiederschallt. Doch der geborene Feind aller positiven Religion (*also er - Heinrich Heine*) wird nie für diejenige Religion sich zum Champion aufwerfen, die zuerst jene Menschenmäkelei aufgebracht, die so viel Schmerzen verursacht...“

Mit Menschenmäkelei meint Heine in Anlehnung an ein Zitat aus Lessings „Nathan“ den jüdischen Auserwähltseins- und Überlegenheitsanspruch im Sinne der Juden als auserwähltes Volk Gottes.

Heine wollte sich vom Judentum ebenso emanzipieren wie von der christlichen Religion. Sein Interesse am Judentum und sein Engagement für dessen Emanzipation haben das Ziel, die gesellschaftliche Diskriminierung der Juden zu beenden. Folglich ist er auch ein Gegner aller gesellschaftlichen Abkapselung und Gruppenbildung, die von gläubigen Juden selbst betrieben wurde. Er will Gleichstellung und Integration.

Wie passt nun seine innere Distanz und konfessionelle Indifferenz zu der Tatsache, dass er sich am 28. Juli 1825 in Göttingen - kurz nach seiner Promotion zum „Doktor beider Rechte“- protestantisch taufen ließ? Von jetzt an nennt er sich Christian Johann Heinrich Heine, unter diesem Namen wird er berühmt. - Die Erklärung für diesen Schritt ist durchaus banal: Er verspricht sich durch die offizielle Abkehr vom Judentum und das Bekenntnis zum Christentum eine Chance auf staatliche Anstellung. Er hat sich dieses erzwungenen Opportunismus' allerdings geschämt und gescheut, seinen Freunden davon zu erzählen.

Genützt hat es ihm im Übrigen nichts. Die Konversion zum Christentum bleibt erfolglos in beruflicher Hinsicht: Er wird weder in Hamburg als Advokat zugelassen, noch können selbst einflussreiche Freunde ihm in Berlin oder München eine Literaturprofessur erwirken. Die Taufe war kein Mittel, den Nachteilen der jüdischen Geburt zu entrinnen. Der Dichter August von Platen verunglimpfte Heine als „Taufjuden“, woraufhin dieser ihn allerdings nicht weniger widerwärtig wegen seiner Homosexualität satirisch anprangerte.

Manches in Heines Verhältnis zu den Konfessionen und zum Judentum bleibt widersprüchlich. Irritierend feindselig z.B. seine Darstellung ehemals jüdischer Neuchristinnen unter Verwendung bewusst eingesetzter antijüdischer Stereotypen:

„...ein ebenso melancholischer wie lächerlicher Anblick ist es für mich, wenn die alten Läuse, die noch aus Ägypten stammen, aus der Zeit der pharaonischen Plage, sich plötzlich einbilden, sie wären Flöhe, und christlich zu hüpfen beginnen. In Berlin habe ich auf der Straße alte Töchter Israels gesehen, die am Halse lange Kreuze trugen, Kreuze, die noch länger als ihre Nasen und bis an den Nabel reichten; in den Händen hielten sie ein evangelisches Gesangbuch, und sie sprachen von der prächtigen Predigt, die sie eben in der Dreifaltigkeitskirche gehört. Die eine frug: bei wem sie das heilige Abendmahl genommen? und beide rochen dabei aus dem Halse.“

Ähnlich befremdend ist, dass Heine sich nicht zu fein war, den von Antisemiten als Schimpfwort gemeinten Begriff „Jude“ seinerseits kämpferisch auch Nichtjuden als abqualifizierendes Etikett aufzukleben. So spricht er z.B. von dem protestantischen Literaten Wolfgang Menzel, der an der politischen Verfolgung der sogenannten Jungdeutschen, einer Dichterguppe, zu der auch Heine gezählt wurde, maßgeblich beteiligt war, als von dem „Juden Menzel“. Mag sein, dass Heine mit dem Begriff nicht dasselbe meinte wie die Antisemiten, gleichwohl bleibt eine solche diskriminierend gemeinte Verwendung des Begriffs fragwürdig.

Man kann vielleicht erklärend sagen: Der berüchtigte jüdische Selbsthass war auch Heine nicht fremd. –

Kehren wir zur Ausgangsfrage zurück:

Was erschwerte die Rezeption Heines in Deutschland? Dass er Jude war, spielte eine wesentliche Rolle - andererseits aber auch ein anderes Ressentiment, das mit dem ersten eng verknüpft ist. Heine erschien vielen Deutschen nicht deutsch genug. 25 Jahre lebte er überwiegend in Paris, und aus dieser von den Deutschen einerseits bewunderten, andererseits argwöhnisch beäugten Hauptstadt des „Erzfeindes“ schrieb er manchen giftigen Artikel und manches boshafte Gedicht, das in den deutschen Ländern - und nicht nur den preußischen Behörden - übel aufstieß und als deutschfeindlich empfunden wurde.

Nehmen wir als Beispiel das 1844 entstandene Gedicht:

Zur Beruhigung

*Wir schlafen ganz, wie Brutus schlief -
Doch jener erwachte und bohrte tief
In Cäsars Brust das kalte Messer!
Die Römer waren Tyrannenfresser.*

*Wir sind keine Römer, wir rauchen Tabak.
Ein jedes Volk hat seinen Geschmack.
Ein jedes Volk hat seine Größe;
In Schwaben kocht man die besten Klöße.*

*Wir sind Germanen, gemütlich und brav,
Wir schlafen gesunden Pflanzenschlaf,
Und wenn wir erwachen, pflegt uns zu dürsten,
Doch nicht nach dem Blute unserer Fürsten.*

...

*Wir haben sechsunddreißig Herrn,
(Ist nicht zu viel!), und einen Stern
Trägt jeder schützend auf seinem Herzen,
Und er braucht nicht zu fürchten die Iden des Märzen.*

*Wir nennen sie Väter, und Vaterland
Benennen wir dasjenige Land,
Das erbeigentlich gehört den Fürsten;
Wir lieben auch Sauerkraut und Würsten.*

*Wenn unser Vater spazieren geht,
Ziehn wir den Hut mit Pietät;
Deutschland, die fromme Kinderstube,
Ist keine römische Mördergrube.*

Der Vorwurf der Deutschfeindlichkeit hält genauerem Hinsehen selbstverständlich nicht stand. Heine ging es um die politische Unbeweglichkeit im Deutschland der Kleinstaaterei, nicht aber um Verunglimpfung der Deutschen. Schon das ihn einschließende „Wir“ zeigt ja seine innere Verbundenheit mit den satirisch aufs Korn Genommenen.

Aber Freunde macht man sich selbst mit einem so brillanten Spottlied nicht.

Fragen wir aber ruhig genauer nach:

Wie deutsch war Heinrich Heine?

3. Der jüdische Deutsche Heinrich Heine

Nähern wir uns der Antwort mit einem ausschnittweise zitierten Gedicht, das in strengeren Heine-Ausgaben kaum anzutreffen ist und auch ohne Heines Zustimmung veröffentlicht wurde. Es stammt aus dem Jahr 1815, als er im zarten Alter von achtzehn Jahren stand. Napoleon war bei Waterloo endgültig geschlagen. In den meisten deutschen Ländern herrschte patriotische Hochstimmung. Auch den Handelsschüler Harry Heine „durchbebt(e) Wonnedrang“ - wie er schreibt - und er entwirft einen vaterländischen Hymnus:

Deutschlands Ruhm will ich besingen

...

*Kam aus fernem Frankenlande
Einst die Hölle, schlau, gewandt,
Brachte Schmach und schnöde Schande
In dem frommen deutschen Land.*

*Aus der Sündennacht enttauchet,
Stehet Deutschland unversehrt;
Noch die dumpfe Stelle rauchet,
Wo die schönre Form entgärt.*

*Alles Schöne kommet wieder,
Alles Gute kehrt zurück.
Und der Deutsche, fromm und bieder,
Froh genießt sein deutsches Glück.*

*Alte Sitte, alte Tugend,
Und der alte Heldenmut
Schwerter schwinget Deutschlands Jugend;
Hermanns Enkel scheut kein Blut.*

... (Hinck, S.15f.)

Noch deutschtümelnder geht es kaum; ganze Kolonnen deutscher Tugenden und Vorzüge lässt der Dichter aufmarschieren, als gelte es jeden deut-

schen Lobredner zu übertrumpfen (Hinck). Mit echter Lyrik hat das natürlich wenig zu tun. Dafür zeigt es das übereifrige Suchen eines jungen Menschen nach nationaler Identität.

Ein Deutscher wollte Heine sein - aber er musste sehr bald begreifen, dass man ihm das nicht erlauben werde.

In Bonn - seinem ersten Studienort - tritt Heine der studentischen Verbindung „Allgemeinheit“ bei oder sogar der Burschenschaft „Alemannia“. Die Forschung ist sich in diesem Punkte nicht ganz einig. Die Mitgliedschaft in einem dieser patriotischen Studentenverbände währt jedoch nicht lange. In Anwendung der Karlsbader Beschlüsse werden die Burschenschaften 1820 als staatsfeindlich in Preußen verboten. - Nicht sicher ist, ob Heine sich in Bonn wegen einer antisemitischen Beleidigung duelliert hat. Es spricht einiges dafür, denn wegen eines Duells wird er ein Jahr später von der Göttinger Universität verwiesen, und auch in Berlin glaubt er 1822 mit dem Degen seine Ehre verteidigen zu müssen. Die Literaturwissenschaft weiß nichts Genaues über die Art der Kränkungen, auf die Heine mit den Duellforderungen reagierte. Aber die Vermutung, dass er sich in allen Fällen gegen antijüdische Ressentiments zur Wehr setzte, liegt nahe. Man darf das Fazit ziehen, Heine ist es schon in früher Jugend schwer gemacht worden, sich als ein ganz normaler Deutscher zu fühlen. Innerlich fühlte er sich wohl schon lange vor dem Jahre 1831 ins Exil getrieben, oder besser gesagt: aus dem Deutschtum. Wer wollte ihm verdenken, dass er nach bösen Erfahrungen 1822 aus Berlin an einen Freund schreibt:

„Alles, was deutsch ist, ist mir zuwider...Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt mein Ohr. Die eigenen Gedichte ekeln mich zuweilen an, wenn ich sehe, dass sie auf deutsch geschrieben sind.“ (Hinck, S. 40)

Natürlich spiegeln solch bittere Äußerungen auch persönliche Stimmungslagen wider, die keinen unmittelbaren antisemitischen Anlass haben müssen. Die Bitterkeit weicht auch wieder, wie ein Brief aus dem Jahre 1824 belegt:

„Ich liebe sogar im Grunde das Deutsche mehr als alles auf der Welt, ich habe meine Lust und Freude daran, und meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls, wie meine ...Bücher ein Archiv deutschen Gesangs sind.“ (Hinck, S.56)

Beide Zitate bezeugen die Zerrissenheit und Heimatlosigkeit des jüdischen Deutschen, dem Deutschland die völlige Integration verweigerte und der im Judentum keine Heimat sah.

Heine blieb immer, auch wenn er noch so angegriffen wurde und mit gleichen Gnadenlosigkeit zurckgiftete, ein an Deutschland leidender Dichter - wie so viele nach ihm in den Jahren der Emigration während der Nazizeit. Hier einige Proben seines inneren Zwiespalts:

In der Fremde 3

Ich hatte einst ein schönes Vaterland.

Der Eichenbaum

wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft.

Es war ein Traum.

*Das küsste mich auf Deutsch und sprach auf Deutsch
(Man glaubt es kaum,
wie gut es klang) das Wort: „Ich liebe dich!“
Es war ein Traum.*

In seinem Gedicht „Nachtgedanken“ verbindet er seine Sorge um Deutschland mit der Trauer über die erzwungene Trennung von seiner Familie, der Mutter insbesondere, um dann in der letzten Strophe die dunklen deutschen Wolken mit „französisch heitrem Tageslicht“ zu vertreiben:

Nachtgedanken

*Denk ich an Deutschland in der Nacht,
dann bin ich um den Schlaf gebracht,
ich kann nicht mehr die Augen schließen,
und meine heißen Tränen fließen.*

*Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht gesehn,
Zwölf Jahre sind schon hingegangen;
es wächst mein Sehnen und Verlangen.*

*Mein Sehnen und Verlangen wächst
Die alte Frau hat mich behext,
ich denke immer an die alte,
die alte Frau, die Gott erhalte!*

*Die alte Frau hat mich so lieb,
und in den Briefen, die sie schrieb,
seh ich, wie ihre Hand gezittert,
wie tief das Mutterherz erschüttert.*

*Deutschland hat ewigen Bestand,
es ist ein kerngesundes Land,
mit seinen Eichen, seinen Linden
werd ich es immer wiederfinden.*

*Nach Deutschland lechzt‘ ich nicht so sehr,
wenn nicht die Mutter dorten wär;
das Vaterland wird nie verderben,
jedoch die alte Frau kann sterben.*

*Seit ich das Land verlassen hab,
so viele sanken dort ins Grab,
die ich geliebt - wenn ich sie zähle,
so will verbluten meine Seele.*

Und zählen muss ich. - Mit der Zahl

*schwillt immer höher meine Qual,
mir ist, als wälzten sich die Leichen
auf meine Brust - gottlob! sie weichen!*

*Gottlob! durch meine Fenster bricht
französisch heitres Tageslicht;
es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,
und lächelt fort die deutschen Sorgen.*

Wenn auch die letzte Strophe die quälerischen Gedanken relativiert und in Selbstironie aufhebt, so gewährt Heine hier doch einen sehr privaten Einblick in die seelische Belastung des politischen Schriftstellers im erzwungenen Exil: Der Dichter bleibt trotz allen politischen Engagements Mensch, Freund, Sohn; vom Verlust der Heimat kann das geliebte schöne Weib wohl nur eine Zeitlang ablenken.

Die kritische Auseinandersetzung Heines mit Deutschland, so polemisch sie vielfach auch ist, ist Ausdruck seines ganz besonderen Patriotismus. Räumliche, geistige und politische Distanz können nicht über seine Liebe zu Deutschland hinwegtäuschen und besonders nicht über die Sehnsucht nach einer Erwidern dieser Liebe. Sie blieb „(s)ein Traum“, auch über den Tod hinaus.

Was ihm blieb, war die deutsche Sprache, die er - wie die Juden ihr heiliges Buch, die Bibel, - gleichsam als „portatives Vaterland“ (Reich-Ranicki) mit sich herumtrug.

In diesem unverlierbaren Vaterland bot sich ihm zugleich die Chance zum Ausgleich - zur Kompensation und Sublimation. Heine nutzte seine besondere Situation zwischen den Stühlen für sein Werk: die Vertreibung aus der deutschen Innerlichkeit bewahrte ihn vor Provinzialismus, nötigte ihn zur Distanz, und als meisterhaft geführte Distanzwaffe nutzte er die Ironie.

Anno 1839

*O Deutschland, meine ferne Liebe,
gedenk ich deiner, wein ich fast!
Das muntre Frankreich scheint mir trübe,
das leichte Volk wird mir zur Last.*

*Nur der Verstand, so kalt und trocken,
herrscht in dem witzigen Paris -
o Narrheitsglöcklein, Glaubensglocken,
wie klingelt ihr daheim so süß!*

*Höfliche Männer! Doch verdrossen
geb ich den art'gen Gruß zurück. -
Die Grobheit, die ich einst genossen
im Vaterland, das war mein Glück!*

*Lächelnde Weiber! Plappern immer,
wie Mühlenräder stets bewegt!
Da lob ich Deutschlands Frauenzimmer,
das schweigend sich zu Bette legt.*

*Und alles dreht sich hier im Kreise,
mit Ungestüm, wie 'n toller Traum!
Bei uns bleibt alles hübsch im Gleise,
wie angenagelt, rührt sich kaum.*

*Mir ist, als hört ich fern erklingen
Nachwächterhörner, sanft und traut;
Nachwächterlieder hör ich singen,
dazwischen Nachtigallenlaut.*

*Dem Dichter war so wohl daheime,
in Schildas teurem Eichenhain!
Dort wob ich meine zarten Reime
aus Veilchenduft und Mondenschein.*

„Nachtigallen und Nachwächterlieder“ - aus diesen Motiven hört man beides heraus: Sehnsucht nach deutscher Idylle, aber auch Spott über die Schwerfälligkeit und Dummheit deutscher Schildbürger und deutscher Zustände.

Nadelspitze Ironie und Spott über die noble Gesellschaft kennzeichnen das Gedicht „**Sie saßen und tranken am Teetisch**“: Eine illustre Gesellschaft, bestehend aus einem Domherrn, einem Hofrat nebst Frau Gemahlin, einem veritablen Grafen, einem Baron und einem Edelfräulein, hat sich um den Tisch zum five-o'clock-tea versammelt. Während man die chinesische Teetasse zum Munde führt - mit vermutlich vornehm abgepreiztem kleinem Finger - plaudert man über die Liebe:

***Sie saßen und tranken am Teetisch,**
und sprachen von Liebe viel.
Die Herren, die waren ästhetisch,
die Damen von zartem Gefühl.*

*Die Liebe muss sein platonisch,
der dürre Hofrat sprach.
Die Hofrätin lächelt ironisch,
und dennoch seufzet sie: Ach!*

*Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe sei nicht zu roh;
sie schadet sonst der Gesundheit.
Das Fräulein lispelt: Wieso?*

*Die Gräfin spricht wehmütig:
Die Liebe ist eine Passion!
Und präsentieret gütig*

die Tasse dem Herrn Baron.

*Am Tische war noch ein Plätzchen;
mein Liebchen, da hast du gefehlt.
Du hättest so hübsch, mein Schätzchen,
von deiner Liebe erzählt.*

Eine ironische Begabung kommt selbstverständlich nicht über Nacht. So etwas ist angeboren oder wird in frühester Jugend erworben. Heines Ironie macht auch vor Menschen nicht halt, die ihm nahestehen. Bezeichnend die folgende Briefsequenz aus dem Jahre 1821:

„Mein Vater leidet noch immer an seiner Gemütskrankheit, meine Mutter laboriert an Migräne, meine Schwester hat den Katarrh, und meine beiden Brüder machen schlechte Verse. **Dieses letztere** zerreißt mir das Herz.“

Heine setzt seine ironische Waffe also keineswegs immer nur dann ein, wenn er sich wehren muss. Der ironisch-spöttische Hieb erfolgt oft genug auch dann, wenn keiner ihm ans Leder will. - Aber - und das stimmt wieder versöhnlich: Er nimmt sich auch selbst nicht aus. Gerade die elegische Selbstironie ist sein besonderes Markenzeichen geworden und besonders ergreifend stellt sie sich in seiner Liebeslyrik dar:

***Als ich auf der Reise zufällig**
der Liebsten Familie fand,
Schwesterchen, Vater und Bruder,
sie haben mich freudig erkannt.*

*Sie fragten nach meinem Befinden,
und sagten selber sogleich:
Ich hätte mich gar nicht verändert,
nur mein Gesicht sei bleich.*

*Ich fragte nach Muhmen und Basen,
nach manchem langweiligen Geselln,
und nach dem kleinen Hündchen
mit seinem sanften Belln.*

*Auch nach der vermählten Geliebten
fragte ich nebenbei:
und freundlich gab man zur Antwort,
dass sie in den Wochen sei.*

*Und freundlich gratuliert‘ ich
und lispelte liebevoll:
Dass man sie von mir recht herzlich
viel tausendmal grüßen soll.*

Schwesterchen rief dazwischen:

*Das Hündchen, sanft und klein,
ist groß und toll geworden,
und ward ertränkt im Rhein.*

*Die Kleine gleicht der Geliebten,
besonders, wenn sie lacht;
sie hat dieselben Augen,
die mich so elend gemacht.*

Junge Leiden IV

*Im Hirn spukt mir ein Märchen wunderfein,
und in dem Märchen klingt ein feines Lied,
und in dem Liede lebt und webt und blüht
ein wunderschönes, zartes Mägdelein.*

*Und in dem Mägdlein wohnt ein Herzchen klein,
doch in dem Herzchen keine Liebe glüht;
in dieses lieblos frostige Gemüt
kam Hochmut nur und Übermut hinein.*

*Hörst du, wie mir im Kopf das Märchen klinget?
Und wie das Liedchen summet ernst und schaurig?
Und wie das Mägdlein kichert, leise, leise?*

*Ich fürchte nur, dass mir der Kopf zerspringet,-
und ach! da wär's doch gar entsetzlich traurig,
käm' der Verstand mir aus dem alten Gleise.*

4. Heinrich Heine - Romantiker und Provokateur

Heine war ein Dichter, der wie kaum ein anderer auf den Gefühlssaiten der deutschen Poesie zu spielen verstand. Er konnte Gedichte und Lieder schreiben, die die Herzen rührten. Nicht zuletzt darum sind viele seiner Gedichte vertont worden. Es sei nur an das wohl bekannteste erinnert, so bekannt, dass manche es für ein Volkslied halten. Das mag daran liegen, dass die Nazis sich nicht getraut haben, dieses Gedicht aus den Lesebüchern zu entfernen. Sie haben nur den Namen des Autors weggelassen und es als altes deutsches Volkslied ausgegeben.

Es ist das Lied von der schönen Zauberin Loreley, die hoch oben auf dem gleichnamigen Felsen am Rhein mit ihren Reizen die Schiffer so verwirrte, dass sie auf die Klippen bei Bingen fuhren und ertranken:

Die Loreley

*Ich weiß nicht, was soll es bedeuten
Dass ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.*

*Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.*

*Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.*

*Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.*

*Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh,
Er schaut nicht die Felsenrisse,
Er schaut nur hinauf in die Höh.*

*Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn.
Und das hat mit ihrem Singen
Die Loreley getan.*

Angefangen hatte der junge Heine als Romantiker, also als einer jener Dichter, die wie Novalis, Eichendorff, Tieck, Chamisso und Clemens Brentano den Wald besangen und den goldenen Mond und die nebligen Täler, in denen morgens blaue Blumen sich der Sonne öffneten. Sehnsuchtsvolle Naturklänge verstand er zu zaubern, bittersüße Stimmungen konnte er entwerfen, Märchenfiguren und Sagenhelden entsprangen seiner Feder, und die Lebenswirklichkeit der beginnenden industriellen Revolution, das Elend der Arbeiterheere in den wachsenden Großstädten, die Not und der Hunger der armen Leute schienen nicht zu existieren.

Aber wenn man genau hinhört, dann merkt man, dass er den entrückten Naturton nicht immer ganz durchhält. Häufig bricht auch beim romantischen Heine die Wirklichkeit in die Welt des Gefühls und des Traums. Skepsis und Reflexion, Zweifel und Spott vermischen sich mit Motiven und Stimmungen reiner Romantik. Daher erklärt sich dann auch die Traurigkeit des lyrischen Ich in der ersten Strophe der „Loreley“, das an den Wahrheitsgehalt der alten Geschichten, der Sagen und Märchen, rational nicht mehr glauben kann, wenn es sich auch emotional nach dem alten Kinderglauben zurücksehnt. So entsteht der typische Heineton. Diese Haarrisse - schon im „Buch der Lieder“ (1827) spürbar - werden später deutlicher, breiter. Die Dissonanzen werden lauter, greller und lösen ganz verschiedenartige Reaktionen beim Publikum aus: Manche beklatschen als brillante Pointen, was andere wieder höchst befremdlich, geschmacklos und provokant finden. Marcel Reich-Ranicki hat in einem kleinen Aufsatz Heine einen Provokateur genannt und erklärt die Schwierigkeiten der Deutschen mit ihrem Heine so:

„Nicht den Juden...lehnte man ab, sondern den Juden, der ein Provokateur war, ein ewiger Ruhestörer.“ („Über Ruhestörer - Juden in der deutschen Literatur“, dtv 11677, S.89)

Aus alten Märchen winkt es
hervor mit weißer Hand,
da singt es und da klingt es
von einem Zauberland:

wo große Blumen schmachten
im goldnen Abendlicht,
und zärtlich sich betrachten
mit bräutlichem Gesicht,

wo alle Bäume sprechen
und singen wie ein Chor,
und laute Quellen brechen
wie Tanzmusik hervor; -

und Liebesweisen tönen,
wie du sie nie gehört,
bis wundersüßes Sehnen
dich wundersüß betört!

Ach, könnt' ich dorthin kommen,
und dort mein Herz erfreun,
und aller Qual entnommen,
und frei und selig sein!

Ach, jenes Land der Wonne,
das seh ich oft im Traum,
doch kommt die Morgensonne,
zerfließt's wie eitel Schaum.

Das Fräulein stand am Meere
und seufzte lang und bang,
es rührte sie so sehre
der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein! sei'n Sie munter,
das ist ein altes Stück;
hier vorne geht sie unter
und kehrt von hinten zurück.

Mir träumte wieder der alte Traum:
Es war eine Nacht im Maie,
wir saßen unter dem Lindenbaum,
und schwuren uns ewige Treue.

*Das war ein Schwören und Schwören aufs neu,
ein Kichern, ein Kosen, ein Küssen;
dass ich gedenk des Schwures sei,
hast du in die Hand mich gebissen.*

*O Liebchen mit den Äuglein klar!
O Liebchen schön und bissig!
Das Schwören in der Ordnung war,
das Beißen war überflüssig.*

Die Jahre kommen und gehen
*Geschlechter steigen ins Grab,
doch nimmer vergeht die Liebe,
die ich im Herzen hab.*

*Nur einmal noch möcht ich dich sehen,
und sinken vor dir aufs Knie,
und sterbend zu dir sprechen:
Madame, ich liebe Sie!*

Die letzte Strophe zerstört in so manchem Gedicht das vorher sorgsam aufgebaute Stimmungsgebäude. Heine war viel zu intelligent, als dass er seiner eigenen Sehnsucht erlegen wäre. Das wird in anderen Gedichten noch deutlicher:

Der Herbstwind rüttelt die Bäume,
*Die Nacht ist feucht und kalt;
Gehüllt im grauen Mantel,
Reite ich einsam im Wald.*

*Und wie ich reite, so reiten
Mir die Gedanken voraus;
Sie tragen mich leicht und luftig
Nach meiner Liebsten Haus.*

*Die Hunde bellen, die Diener
Erscheinen mit Kerzengeflirr;
Die Wendeltreppe stürm ich
Hinauf mit Sporengeklirr.*

*Im leuchtenden Teppichgemache,
Da ist es so duftig und warm,
Da harret meiner die Holde —
Ich fliege in ihren Arm.*

*Es säuselt der Wind in den Blättern,
Es spricht der Eichenbaum:
Was willst du, törichter Reiter,
Mit deinem törichtem Traum?*

Als einsamer Reiter im Wald träumt sich das lyrische Ich aus der Realität weg in eine märchenhafte Welt und sieht sich in seiner Fantasie wie ein mittelalterlicher Ritter auf dem Weg zum Schloss des geliebten Fräuleins, das ihn voll Sehnsucht erwartet. Doch jäh zerplatzt der süße Liebestraum, weil sich dem verliebten Träumer eine reale Eiche in den Weg stellt und ihn dafür tadelt, dass ihm bei einem Ritt durch den Wald Augen und Sinne für die Wirklichkeit geschwunden sind.

Am Schluss, wenn die Rührungsträne schon quillt, erklingt ein wohl kalkulierter Misston, der den ganzen soeben virtuos erzeugten Zauber wegwischt. Der geneigte Leser schreckt auf - sieht sich um sein Gefühlserlebnis mehr oder weniger geprellt und reagiert ungehalten.

Man kann aber auch ganz anders reagieren; vielleicht fühlt man sich gar nicht provoziert, sondern eher gerührt; denn was als provozierende, gar zynische Pointe missdeutet werden kann, ist vielleicht nur der Versuch, das tief verletzte Herz hinter einem ironischen Aperçus zu verstecken.

***Ich wollte bei dir weilen
und an deiner Seite ruhn;
du musstest von mir eilen;
du hattest viel zu tun.***

*Ich sagte, dass meine Seele
dir gänzlich ergeben sei;
du lachtest aus voller Kehle
und machtest 'nen Knicks dabei.*

*Du hast noch mehr gesteigert
mir meinen Lebensverdruss,
und hast mir sogar verweigert
am Ende den Abschiedskuss.*

*Glaub nicht, dass ich mich erschieße,
wie schlimm auch die Sachen stehn!
Das alles, meine Süße,
ist mir schon einmal geschehn.*

5. Der politische Heine

Die schlesischen Weber

*Im düstern Auge keine Träne,
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch -
Wir weben, wir weben!*

*Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöten;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geöff't und gefoppt und genarrt -
Wir weben, wir weben!*

*Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpresst
Und uns wie Hunde erschießen lässt -
Wir weben, wir weben!*

*Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt -
Wir weben, wir weben!*

*Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
Wir weben emsig Tag und Nacht -
Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch,
Wir weben, wir weben!*

So interpretiert Heine den Aufstand der schlesischen Weber im Jahre 1844 gegen die ausbeuterischen Tuchfabrikanten, der vom preußischen Militär blutig niedergeschlagen wird. Das Gedicht erscheint im Pariser „Vorwärts“, der radikaldemokratischen deutschen Wochenschrift, und kursiert in Deutschland als verbotenes Flugblatt. Der Standpunkt ist klar: die Verfluchung der Unterdrücker und falschen Autoritäten, der betrügerische Gott, der König der Reichen und das vermoderte Vaterland - münden in die Drohung „Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch“. Das als „Marseillaise der deutschen Arbeiter“ (Hinck, S. 194) bezeichnete „Weberlied“ setzt in der Abrechnung der Unterdrückten mit ihren Unterdrückern die Hoffnung auf bessere und gerechtere Zustände: „Wir weben, wir weben!“ als Ankündigung der proletarischen Revolution.

Damit sind wir beim politischen Stuhl, den Heine besetzt.

Heine, der Dichter zwischen den Stühlen: So erscheint er uns nicht zuletzt, weil wir ihm immer auf einem anderen Stuhle begegnen, so dass er sich nicht - wie es die Literaturhistoriker lieben - in eindeutigen Schubladen mit klar beschrifteten Etiketten ablegen lässt.

Er ist - wie wir sahen - ein Dichter der romantischen Liebe und zugleich ironischer Zerstörer des romantischen Gefühls; wir sehen ihn als Zeitungsjournalisten des sozialistischen „Vorwärts“ genauso wie als Reiseschriftsteller: bekannt die Darstellungen seiner Reisen an die Nordsee, nach England und Italien und seine Wanderung durch den Harz.

Die an solche Texte gewöhnten Leser verblüfft und erschreckt er dann besonders als politischer Dichter, der, eng mit Karl Marx befreundet, heute wohl auch als ein „linker Vogel“ verschrien wäre:

Eigentum

*Recht des Besitzes!
O, des Diebstahls!
O, der Lüge!
Solch Gemisch von List und Unsinn
konnte nur der Mensch erfinden.
Keine Eigentümer schuf*

*Die Natur, denn taschenlos,
ohne Taschen in den Pelzen,
Kommen wir zur Welt, wir alle.
Keinem von uns allen wurden
angeboren solche Säckchen
in dem äußern Leibesfelle,
um den Diebstahl zu verbergen.
Nur der Mensch, das glatte Wesen,
das mit fremder Wolle künstlich
sich bekleidet, wußt' auch künstlich
sich mit Taschen zu versorgen.
Eine Tasche! Unnatürlich
ist sie wie das Eigentum,
wie die Rechte des Besitzes -
Taschendiebe sind die Menschen. (Atta Troll, 1847)*

Eine zweite Stoßrichtung seiner politischen Kritik zielt auf die rückständigen Verhältnisse im Deutschland des 18. Jahrhunderts, wo wegen der politischen Unmündigkeit - wie Heine beklagt - an eine Revolution á la français nicht zu denken ist:

*„Und als ich auf dem St. Gotthard stand,
da hörte ich Deutschland schnarchen;
Es schlief da unten in sanfter Hut
von sechsunddreißig Monarchen.“*

Ähnlich bitter-ironische Töne vernahmen wir bereits in dem Gedicht „Zur Beruhigung“, in dem den Deutschen zwar die besten Klöße zu-, aber jedes politisch-revolutionäre Talent abgesprochen wurde.

Mehr noch als durch seine sozialistischen Tendenzen und revolutionären Ambitionen gegen die Fürstentherrschaft in Deutschland provozierte er seine Landsleute, weil er ein Francophiler, ein Frankreichliebhaber und - aus verständlichen persönlichen Gründen - ein Napoleonverehrer war, - und das in einer Zeit, in der die „Wacht am Rhein“ beschworen wurde und eher die Töne eines Nikolaus Becker aus Geilenkirchen angesagt waren:

**„Sie sollen ihn nicht haben,
den freien deutschen Rhein,
ob sie wie gier'ge Raben
sich heiser danach schrein...**

(„Der deutsche Rhein“ von Nikolaus Becker, zitiert nach Hinck, S. 177)

**Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein.**

(„Die Wacht am Rhein“ von Max Schneckenburger, zitiert nach Hinck, S. 177f)

Statt Hass und Erbfeindhysterie hat Heine die Versöhnung der Nachbarvölker als Lebensaufgabe betrachtet. In seinem Testament aus dem Jahre 1851 heißt es:

„Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnis zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurteile und Animositäten zu ihrem Nutzen ausbeuten“

In einer Zeit des immer stärker geschürten Franzosenhasses und eines sich immer mehr in die eigenen kleinlichen Verhältnisse einigelnden Nationalismus will und muss Heine anecken, wenn er folgende Sätze schreibt:

„...die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer Zeit. Wenn Christus auch nicht der Gott dieser Religion ist, so ist er doch ein höherer Priester derselben... Die Franzosen sind aber das auserlesene Volk der neuen Religion... Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister.“
(Zitiert nach Hinck, S. 98 f)

Natürlich schlagen die als Philister verspotteten deutschen Spießbürger und besonders deren Oberphilister zurück, und zwar in der Form der Zensur: Heines Schriften werden in Preußen verboten. Deshalb ist Heine 1831 „reif für Paris“ (Hinck, S. 99). Dort findet Heine schnell Anschluss an die künstlerisch literarische Szene und an linke politische Kreise. Wegen weiterer missliebiger Veröffentlichungen wird er 1835 als wichtigster Vertreter der deutschen Schriftstellergruppe „Das Junge Deutschland“ durch Bundestagsbeschluss mit Schreibverbot belegt, so dass er nicht mehr ungefährdet nach Deutschland reisen kann.

Nur auf zwei Reisen nach Hamburg - 1843 und 1844 - sieht Heine seine Familie wieder; eine geplante dritte Reise muss unterbleiben, da er zwischenzeitlich u.a. wegen seiner Zusammenarbeit mit Karl Marx in Preußen steckbrieflich gesucht wird und ein Grenzhafbefehl besteht. Die literarische Umsetzung seiner ersten Deutschlandreise nach zwölf Jahren in Paris findet sich in dem Versepos „**Deutschland. Ein Wintermärchen**“, in dem er seine Reiseeindrücke satirisch-ironisch mit den beklagenswerten Zuständen in Deutschland verknüpft.

Ziel seiner satirischen Kritik ist Humanität: Für ihn sind die Deutschen und die Franzosen „die beiden auserwählten Völker der Humanität“ (Hinck, S. 202) - So heißt es im Vorwort zum „Wintermärchen“:

„Pflanzt die schwarzrotgoldene Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschentums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland ebenso sehr wie ihr. Wegen dieser Liebe habe ich dreizehn Jahre im Exile verlebt, und wegen eben dieser Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu flennen oder eine schiefmäulige Duldergrimasse zu schneiden.“

Ich bin der Freund der Franzosen wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selber nicht so dumm oder so schlecht bin, als dass ich wünschen sollte, dass meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Häuse brächen zum besten von England und Russland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballs.

Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten, schon aus dem ganz einfachen Grunde, weil mir der Rhein gehört.

(aus dem Vorwort zu „Deutschland. Ein Wintermärchen“)

Ja, mir gehört er durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheins noch weit freierer Sohn, an seinem Ufer stand meine Wiege, und ich sehe gar nicht ein, warum der Rhein irgendeinem anderen gehören soll als den Landeskindern.“

Die Reisedarstellung beginnt bei der Ankunft an der deutschen Grenze - mit einem Paukenschlag: Die anfängliche Rührung, die deutsche Sprache wieder zu hören, geht über in Verse, die man als „ein sozialistisches Manifest“ (Hinck, S. 204) verstehen kann.

Deutschland. Ein Wintermärchen – Caput I

*Im traurigen Monat November war 's,
die Tage wurden trüber,
der Wind riss von den Bäumen das Laub,
da reist 'ich nach Deutschland hinüber.*

*Und als ich an die Grenze kam,
da fühlt 'ich ein stärkeres Klopfen
in meiner Brust, ich glaube sogar,
die Augen begannen zu tropfen.-*

*Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zumute;
ich meinte nicht anders, als ob das Herz
recht angenehm verblute.*

*Ein kleines Harfenmädchen sang,
sie sang mit wahren Gefühle
und falscher Stimme, doch ward ich sehr
gerühret von ihrem Spiele.*

...

*Sie sang vom irdischen Jammertal,
von Freuden, die bald zerronnen,
vom Jenseits, wo die Seele schwelgt
verklärt in ewigen Wonnen.*

*Sie sang das alte Entsagungslid,
das Eiapopeia vom Himmel,
womit man einlullt, wenn es greint,
das Volk, den großen Lümmel.*

*Ich kenn die Weise, ich kenne den Text,
ich kenn auch die Herren Verfasser;
ich weiß, sie tranken heimlich Wein
und predigten öffentlich Wasser.*

*Ein neues Lied, ein besseres Lied,
o Freunde, will ich euch dichten!
Wir wollen hier auf Erden schon
das Himmelreich errichten.*

*Wir wollen auf Erden glücklich sein,
und wollen nicht mehr darben;
verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
was fleißige Hände erwarben.*

*Es wächst hienieden Brot genug
für alle Menschenkinder,
auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
und Zuckererbsen nicht minder.*

*Ja, Zuckererbsen für jedermann,
sobald die Schoten platzen.
Den Himmel überlassen wir
den Engeln und den Spatzen.*

...

*Ein neues Lied, ein besseres Lied,
es klingt wie Flöten und Geigen!
Das Miserere ist vorbei,
die Sterbeglocken schweigen.*

...

*Seit ich auf deutsche Erde trat,
durchströmen mich Zaubersäfte -
Der Riese hat wieder die Mutter berührt,
und es wuchsen ihm neue Kräfte.*

Das zweite Kapitel wendet sich den preußischen Zuständen zu. Zoll und Zensur warten an der Grenze:

Caput II

*Während die Kleine von Himmelslust
getrillert und musiziert,
ward von den preußischen Douaniers
mein Koffer visitieret.*

*Beschnüffelten alles, kramten herum
in Hemden, Hosen, Schnupftüchern;
sie suchten nach Spitzen, nach Bijouterien,
auch nach verbotenen Büchern.*

*Ihr Toren, die ihr im Koffer sucht!
Hier werdet ihr nichts entdecken!
die Konterbande, die mit mir reist,
die hab ich im Kopfe stecken.*

*Hier hab ich Spitzen, die feiner sind
als die von Brüssel und Mecheln,
und pack ich einst meine Spitzen aus,
sie werden euch sticheln und hecheln. ...*

*Die zweite Station der Reise ist Aachen: Das preußische Militär, das die
Eindrücke von der Stadt beherrscht, zeigt den Polizei- und Untertanen-
staat:*

Caput III

*Zu Aachen im alten Dome liegt
Carolus Magnus begraben.
(Man muß ihn nicht verwechseln mit Karl
Mayer, der lebt in Schwaben.)*

*Ich möchte nicht tot und begraben sein
als Kaiser zu Aachen im Dome;
weit lieber lebt ich als kleiner Poet
zu Stukkert am Neckarstrome.*

*Zu Aachen langweilen sich auf der Straß
die Hunde, sie flehn untertänig:
„Gib uns einen Fußtritt, o Fremdling, das wird
vielleicht uns zerstreuen ein wenig.“*

*Ich bin in diesem langweiligen Nest
ein Stündchen herumgeschlendert.
Sah wieder preußisches Militär,
hat sich nicht sehr verändert.*

*Es sind die grauen Mäntel noch
mit dem hohen roten Kragen -
(Das Rot bedeutet Franzosenblut,
sang Körner in früheren Tagen.)*

*Noch immer das hölzern pedantische Volk,
noch immer ein rechter Winkel
in jeder Bewegung und im Gesicht
der eingefrorene Dünkel.*

*Sie stelzen noch immer so steif herum,
so kerzengrade geschniegelt,
als hätten sie verschluckt den Stock,
womit man sie einst geprügelt.*

*Ja, ganz verschwand die Fuchtel nie,
sie tragen sie jetzt im Innern:
das trauliche Du wird immer noch
an das alte Er erinnern.*

*Der lange Schnurrbart ist eigentlich nur
das Zopftum neuerer Phase:
der Zopf, der ehemals hinten hing,
der hängt jetzt unter der Nase.*

*Nicht übel gefiel mir das neue Kostüm
der Reiter, das muss ich loben,
besonders die Pickelhaube, den Helm,
mit der stählernen Spitze nach oben.*

...

*Das mahnt an das Mittelalter so schön,
an Edelknechte und Knappen,
die in dem Herzen getragen die Treu
und auf dem Hintern ein Wappen.*

...

*Ja, ja, der Helm gefällt mir, er zeugt
vom allerhöchsten Witze!
Ein königlicher Einfall wars,
es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!*

*Nur fürcht ich, wenn ein Gewitter entsteht,
zieht leicht so eine Spitze
herab auf euer romantisches Haupt
des Himmels modernste Blitze! --*

*Zu Aachen, auf dem Posthausschild,
sah ich den Vogel wieder,
der mir so tief verhaßt! Voll Gift
schaute er auf mich nieder.*

*Du hässlicher Vogel, wirst du einst
mir in die Hände fallen,
so rupfe ich dir die Federn aus
und hacke dir ab die Krallen.*

*Du sollst mir dann in luft'ger Höh,
auf einer Stange sitzen,
und ich rufe zum lustigen Schießen herbei
die rheinischen Vogelschützen.*

*Wer mir den Vogel herunterschießt,
mit Zepter und Krone belehne ich
den wackeren Mann. Wir blasen Tusch
und rufen: "Es lebe der König"!*

Diese wenigen Eindrücke sollen hier genügen. Wir können selbst mit Heine weiterreisen - über Köln, Hagen, den Teutoburger Wald, Minden und Hannover nach Hamburg, um uns dort wie er - Hammonia -, der Schutzpatronin der Stadt, zu einer interessanten menschlich-politischen Sightseeing-Tour anzuvertrauen.

6. Der Dichter in der Matratzengruft: Der Körper verlässt den Geist.

Wenn wir uns jetzt dem Ende des Dichterlebens nähern, ist vielleicht eine kleine „Ausschweifung“ erlaubt, und vielleicht lohnt es sich, auf ein Kuriosum der Literaturgeschichte aufmerksam zu machen, nämlich auf den Zufall, dass zwei der größten Dichter deutscher Sprache fast auf das Jahr genau ihr Leben um hundert Jahre versetzt gelebt haben:

- Heinrich Heine 1797 geboren; Bertolt Brecht 1898.
- Heine stirbt 1856, Brecht 1956.

Ein Zufall gewiss, ein Zufall, der dennoch auf Parallelen aufmerksam macht:

- Beide - Brecht und Heine - haben an ihrem Deutschland gelitten,
- beide hat ihr Vaterland ins Exil getrieben,
- beide: Außenseiter - und als Nestbeschmutzer verfemt,
- beide hat Deutschland „um den Schlaf gebracht“,
- beide sterben in einer europäischen Hauptstadt, deren Land das „richtige Deutschland“ als Feind betrachtet: Heine in Paris, Brecht in Ost-Berlin.
- Beiden konnte Deutschland nicht Heimat sein:

Dem Juden Heine fehlte im Muff und Mief des spätabsolutistischen, restaurativen Deutschland die Luft zum Atmen; für den Kommunisten Brecht war im Nazi-Deutschland des braunen Anstreichers kein Platz; ihm blieb wie vielen kritischen Geistern zunächst nur das Exil und später die Hoffnung auf einen humanen Neubeginn in einer sozialistischen Gesellschaft.

Für Brecht sei hier nur an das Gedicht „An die Nachgeborenen“ und an seine Neudichtung des Deutschlandliedes „Kinderhymne“ von 1949 erinnert:

Bertolt Brecht: Kinderhymne

*Anmut sparet nicht noch Mühe
Leidenschaft nicht noch Verstand,
Daß ein gutes Deutschland blühe
Wie ein andres gutes Land.*

*Daß die Völker nicht erbleichen
Wie vor einer Räuberin,
Sondern ihre Hände reichen
Uns wie andern Völkern hin.*

*Und nicht über und nicht unter
Andern Völkern wolln wir sein
Von der See bis zu den Alpen*

Von der Oder bis zum Rhein.

*Und weil wir dies Land verbessern
Lieben und beschirmen wir's,
Und das liebste mag's uns scheinen
So wie andern Völkern ihrs.*

Andres als Brecht greift Heine auf eine alte Sage zurück, die die Errettung Deutschlands von Kaiser Barbarossa erwartet, der im Berg Kyffhäuser dem Tag seiner erneuten, gerechten Herrschaft entgegenschläft, wie es der Ausschnitt aus dem „**Wintermärchen**“, Caput XIV zeigt:

*Kyffhäuser ist der Berg genannt,
und drinnen ist eine Höhle;
die Ampeln erhellen so geisterhaft
die hochgewölbten Säle.*

*Ein Marstall ist der erste Saal.
Und dorten kann man sehen
viel tausend Pferde, blankgeschrirt,
die an den Krippen stehen.*

*Sie sind gesattelt und gezäumt,
jedoch von diesen Rossen
kein einziges wiehert, kein einziges stampft,
Sind still, wie aus Erz gegossen.*

*Im zweiten Saale, auf der Streu,
sieht man Soldaten liegen,
viel tausend Soldaten, bärtiges Volk,
mit kriegerisch trotzigen Zügen.*

*Hochaufgestapelt im dritten Saal
sind Schwerter, Streitäxte, Speere,
Harnische, Helme, von Silber und Stahl,
Altfränkische Feurgewehre.*

*Sehr wenig Kanonen, jedoch genug
um eine Trophäe zu bilden.
Hoch ragt daraus ein' Fahne hervor,
die Farbe ist schwarz, rot, gülden.*

*Der Kaiser bewohnt den dritten Saal.
Schon seit Jahrhunderten sitzt er
auf steinernem Stuhl am steinernen Tisch,
das Haupt auf die Arme stützt er.*

*Sein Bart, der bis zur Erde wuchs,
ist rot wie Feuerflammen,
zuweilen zwinkert er mit dem Aug',
zieht manchmal die Augen zusammen.*

*Schläft er oder denkt er nach?
Man kann's nicht genau ermitteln;
doch wenn die rechte Stunde kommt,
wird er gewaltig sich rütteln.*

*Die gute Fahne ergreift er dann
und ruft: „Zu Pferd! zu Pferde!“
Sein reisiges Volk erwacht und springt
laut rasselnd empor von der Erde.*

*Ein jeder schwingt sich auf sein Ross,
das wiehert und stampft mit den Hufen!
Sie reiten hinaus in die klirrende Welt,
und die Trompeten rufen.*

*Sie reiten gut, sie schlagen gut,
sie haben ausgeschlafen.
Der Kaiser hält ein strenges Gericht,
er will die Mörder bestrafen -*

*Die Mörder, die gemeuchelt einst
die teure, wundersame,
goldlockigte Jungfrau Germania -
Sonne, du klagende Flamme!*

*Wohl mancher, der sich geborgen geglaubt
und lachend auf seinem Schloss saß,
Er wird nicht entgehen dem rächenden Strang,
dem Zorne Barbarossas! ---*

Dem romantischen Barbarossa- Mythos von der Befreiung der „goldlockigten Jungfrau Germania“ von ihren Schändern sinnt der reisende Dichter während der langweiligen Postkutschenfahrt nach. Das Träumerisch-Unwirkliche dieses „Ammenmärchens“ wird ihm paradoxerweise erst in einer Traumvision bewusst, da er sich selbst in den Kyffhäuser versetzt fühlt und dem tattrigen Barbarossa leibhaftig gegenübersteht. Im Traum wird er wach: Das mittelalterliche Gespenst Barbarossa wird die Jungfrau Germania sicherlich nicht von ihren Unterdrückern befreien.

*„Herr Rotbart“ - rief ich laut - „du bist
ein altes Fabelwesen,
Geh, leg dich schlafen, wir werden uns
auch ohne dich erlösen.*

*Die Republikaner lachen uns aus,
seh'n sie an unserer Spitze
so ein Gespenst mit Zepter und Kron';
Sie rissen schlechte Witze.*

Auch deine Fahne gefällt mir nicht mehr,

*die altdeutschen Narren verdarben
mir schon in der Burschenschaft die Lust
an den schwarz-rot-goldenen Farben.*

*Das beste wäre, du bliebest zu Haus,
hier in dem alten Kyffhäser -
bedenk ich die Sache ganz genau,
so brauchen wir gar keinen Kaiser.“ (aus Caput XVI)*

Heine stirbt 1856, am 17. Februar, nachdem er über acht Jahre lang wegen einer Rückenmarkserkrankung (vermutlich: myatrophische Lateralsklerose; *Hinck, S.229*) ans Bett gefesselt war. Er nennt diese Zeit seine „Matratzengruft“. Trotz des zunehmenden körperlichen Verfalls ist sie eine Zeit hoher dichterischer Produktivität. Die existentielle Bedeutung des Schreibens wird in seinen letzten Worten deutlich, die Heines Krankenschwester am Vorabend seines Todestags vernahm und überliefert:

„...nachmittags zwischen vier und fünf Uhr flüsterte er dreimal das Wort „Schreiben“. Ich verstand ihn nicht mehr, antwortete aber „ja“. Dann rief er „Papier - Bleistift“ - Dies waren seine letzten Worte. Die Schwäche nahm zu, und der Bleistift entfiel seiner Hand.“ (*Preisendanz, S. 11*)

Interessierte Kreise haben Heines Krankheit als Syphilis interpretiert, und das Gerücht von dieser Geschlechtskrankheit hält sich bis auf den heutigen Tag, dient es doch dazu, den „Querulanten“ und „Vaterlandsverräter“ erneut, und zwar als Hurenbock, zu diskreditieren.

Sicher bot gerade Paris genügend Gelegenheit - und Heine war in dieser Hinsicht gewiss kein Tugendbold -, sich ein Leiden einzufangen, das auch als Franzosenkrankheit verspottet wird und den Infizierten einer gewissen pharisäerhaften Schadenfreude preisgibt.

Tatsache ist, dass Heines Rückenmarksleiden bereits seit 1832 zu einer fortschreitenden Lähmung seines Körpers führte, aber einen für Syphilis untypischen Verlauf nahm. Denn Heine blieb geistig bei voller Klarheit, was seine Gedichte aus der Matratzengruft beweisen. In ihnen weicht die Ironie des frühen Heine zunehmend einem überaus makabren Humor, mit dem er die Schmerzen des absterbenden Körpers bei wachem Geiste auszuhalten versucht.

Ob deiner Inkonsequenz, o Herr,
*Erlaube, dass ich staune:
Du schufest den fröhlichsten Dichter und raubst
ihm jetzt seine gute Laune.*

*Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
Und macht mich melancholisch;
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End,
So werd ich am Ende katholisch.*

*Ich heule dir dann die Ohren voll,
Wie andre gute Christen -
O Miserere! Verloren geht*

Der beste der Humoristen. (Hinck, S. 260 f.)

Den Mythos von den antiken Schicksalsgöttinnen Klotho, Lachesis und Atropos - den drei Parzen - lässt Heine in einem besonders makabren Gedicht aus dem „Lazarus“-Zyklus aufleben: Klotho spinnt den Schicksalsfaden, Lachesis bewahrt ihn, und Atropos schneidet ihn ab. Heine beschwört Atropos, endlich den Lebensfaden zu kappen.

Es sitzen am Kreuzweg drei Frauen,
sie grinsen und spinnen,
sie seufzen und sinnen;
sie sind gar hässlich anzuschauen.

Die erste trägt den Rocken,
sie dreht die Fäden,
befeuchtet jeden;
deshalb ist die Hängelippe so trocken.

Die zweite lässt tanzen die Spindel;
das wirbelt im Kreise,
in drolliger Weise;
die Augen der Alten sind rot wie Zindel.

Es hält die dritte Parze
in Händen die Schere,
sie summt Miserere;
die Nase ist spitz, drauf sitzt eine Warze.

O spute dich und zerschneide
den Faden, den bösen,
und lass mich genesen
von diesem schrecklichen Lebensleide!

Wie langsam kriechet sie dahin,
die Zeit, die schauderhafte Schnecke!
Ich aber, ganz bewegungslos
blieb ich hier auf demselben Flecke.

In meine dunkle Zelle dringt
kein Sonnenstrahl, kein Hoffnungsschimmer;
ich weiß, nur mit der Kirchhofsgruft
vertausch ich dies fatale Zimmer.

Vielleicht bin ich gestorben längst;
es sind vielleicht nur Spukgestalten
die Phantasien, die des Nachts
im Hirn den bunten Umzug halten.

Es mögen wohl Gespenster sein,

*altheidnisch göttlichen Gelichters;
sie wählen gern zum Tummelplatz
den Schädel eines toten Dichters.*

*Die schaurig süßen Orgia,
das nächtlich tolle Geistertreiben,
sucht des Poeten Leichenhand
manchmal am Morgen aufzuschreiben. (aus dem „Lazarus“-Zyklus)*

Zentrales Thema, auch wenn der Körper dem Willen die Gefolgschaft versagt, bleibt in der Zeit der Matratzengruft die Liebe. Die Klage, dass sie nur noch platonisch möglich ist, wird zum ironischen Spiel mit der Empfängnis- und Zeugungsmetapher im Gedicht „**Lotosblume**“:

*Wahrhaftig, wir beide bilden
ein kurioses Paar,
Die Liebste ist schwach auf den Beinen,
der Liebhaber lahm sogar.*

*Vertraut sind ihre Seelen,
doch jedem von beiden bleibt fremd,
was bei dem andern befindlich
wohl zwischen Seel und Hemd.*

*Sie sei eine Lotosblume,
bildet die Liebste sich ein;
Doch er, der blasse Geselle,
vermeint der Mond zu sein.*

*Die Lotosblume erschließet
Ihr Kelchlein im Mondenlicht,
doch statt des befruchtenden Lebens
empfängt sie nur ein Gedicht. (Hinck, S. 262)*

Zorn und Wut über die Krankheit richten sich aber auch nach außen. Das alte Kämpferherz ist ungebrochen und sucht sich sein Ventil in der Auseinandersetzung mit denen, die ihm sein Leben schwer gemacht haben und sein Leiden vergrößern, z.B. in einem Sonett über seine Verwandten:

***Sie küsstest mich mit ihren falschen Lippen,
sie haben mir kredenzt den Saft der Reben,
und haben mich dabei mit Gift vergeben -
Das taten mir die Magen und die Sippen.***

*Es schmilzt das Fleisch von meinen armen Rippen,
ich kann mich nicht vom Siechbett mehr erheben,
Arglistig stahlen sie mein junges Leben -
das taten mir die Magen und die Sippen.*

Ich bin ein Christ - wie es im Kirchenbuche

*bescheinigt steht - deshalb, bevor ich sterbe,
will ich euch fromm und brüderlich verzeihen.*

*Es wird mir sauer - ach, mit einem Fluche
möcht ich weit lieber euch vermaledeien;
Dass euch der Herr verdamme und verderbe!
(aus: Romanzero - letzte Gedichte)*

Im hasserfüllten Gedicht „**Vermächtnis**“ sprüht er Gift und Galle gegen alle seine Widersacher:

*Nun mein Leben geht zu End,
mach ich auch mein Testament;
christlich will ich drin bedenken
meine Feinde mit Geschenken.*

*Diese würd'gen, tugendfesten
Widersacher sollen erben
all mein Siechtum und Verderben,
meine sämtlichen Gebrechen.*

*Ich vermach euch die Koliken,
die den Bauch wie Zangen zwicken,
Harnbeschwerden, die perfiden
preußischen Hämorrhoiden.*

*Meine Krämpfe sollt ihr haben,
Speichelfluss und Gliederzucken,
Knochendarre in dem Rucken,
lauter schöne Gottesgaben.*

*Kodizill zu dem Vermächtnis:
In Vergessenheit versenken
soll der Herr eur Angedenken,
er vertilge eur Gedächtnis. (aus: Romanzero / Lamentationen)*

Zum Schluss meldet sich noch einmal der Freiheitskämpfer zu Wort, der weiß, dass er auf verlorenem Posten, aber nicht vergeblich gekämpft hat und sich jetzt als „**Enfant perdu**“ verabschieden muss.

*Verlorener Posten in dem Freiheitskriege,
hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus.
Ich kämpfte ohne Hoffnung, dass ich siege,
ich wusste, nie komm ich gesund nach Haus.*

*Ich wachte Tag und Nacht - Ich konnt nicht schlafen,
wie in dem Lagerzelt der Freunde Schar -
(auch hielt das laute Schnarchen dieser Braven
mich wach, wenn ich ein bisschen schlummrig war.)*

*In jenen Nächten hat Langweil ergriffen
mich oft, auch Furcht - (nur Narren fürchten nichts)
Sie zu verscheuchen hab ich dann gepfiffen
die frechen Reime eines Spottgedichts.*

*Ja, wachsam stand ich, das Gewehr im Arme,
und nahte irgendein verdächtig Gauch,
so schoss ich gut und jagt ihm eine warme,
brühwarme Kugel in den schnöden Bauch.*

*Mitunter freilich mocht es sich ereignen,
dass solch ein schlechter Gauch gleichfalls sehr gut
zu schießen wusste - ach, ich kanns nicht leugnen -
Die Wunden klaffen - es verströmt mein Blut.*

*Der Posten ist vakant! - Die Wunden klaffen -
Der eine fällt, die andern rücken nach -
doch fall ich unbesiegt, und meine Waffen
sind nicht gebrochen. - Nur mein Herze brach.
(aus: Romanzero / Lamentationen)*

Heinrich Heine wird am 20. Februar 1856 auf dem Pariser Friedhof Montmartre beerdigt. - Ein Parisbesucher könnte seine Verneigung vor dem Grab als einen Akt notwendiger deutscher Wiedergutmachung verstehen.

Bis zum Ende seines Lebens ist sich „der beste der Humoristen“ treu geblieben, wenn er den Ernst des Daseins in eine leichte Sprache mit Hintersinn kleidet:

*Verdrießlich rascheln im Parterr'
etwelche Ratten hin und her,
und alles riecht nach ranz'gem Öle.
Die letzte Lampe ächzt und zischt
verzweiflungsvoll, und sie erlischt.
Das arme Licht war meine Seele. (aus: Romanzero / Lamentationen)*

zitierte Literatur:

Walter Hinck: Die Wunde Deutschland. Heinrich Heines Dichtung im Widerstreit von Nationalidee, Judentum und Antisemitismus. Frankfurt am Main 1990.

Wolfgang Preisendanz: Heinrich Heine. Werkstrukturen und Epochenbezüge. München 1973.

(Heines Werke sind in vielen Textausgaben, Gedichtsammlungen und im Internet leicht zu finden; deshalb wird hier auf genauere Stellenangaben weitgehend verzichtet.)

